

„VELKD-Informationen“ – Das Interview im Wortlaut:

Innere Erneuerung der Ökumene angemahnt

Catholica-Beauftragter der VELKD, Landesbischof Dr. Friedrich Weber (Wolfenbüttel), wünscht mehr Mut zum gemeinsamen Zeugnis – Ökumenisches Miteinander vor Ort gewürdigt – VELKD will Gespräch mit der Ökumene-Kommission der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz wieder aufnehmen

Frage: Herr Landesbischof, Papst Benedikt XVI. hat unlängst zu Fortschritten auf dem Weg zur vollen Einheit der Kirchen aufgerufen. Zugleich hat er darauf verwiesen, dass die Einheit ein Gottesgeschenk sei, um das beharrlich gebetet werden müsse. Warum kommt die Ökumene nicht so richtig voran? Wird zu wenig gebetet - oder zu wenig gehandelt? Oder beides?

Friedrich Weber: „Die Kirchen sind getrennt!“ Mit diesem Kürzel wird derzeit auf allen möglichen Ebenen – nicht zuletzt auch auf der Vorbereitungstagung der „Europäischen Ökumenischen Versammlung“ in Wittenberg vor wenigen Tagen – der Ist-Zustand beschworen. Der Ist-Zustand ist jedoch das, was wir schon immer wussten. Natürlich sind die Kirchen getrennt, aber doch nur in ihrer äußeren Gestalt. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, Bischof Dr. Walter Klaiber, hat das vor kurzem sehr klar beschrieben. Er weist darauf hin, dass es nach wie vor unterschiedliche Auffassungen von dem gibt, was die Einheit der Kirche sei. Er sprach vom „katholische Modell“, dem sich alt-katholische, römisch-katholische, anglikanische und die orthodoxen Kirchen zuordnen. Nach ihm wird die Einheit durch die konziliare Gemeinschaft der Bischöfe in apostolischer Sukzession repräsentiert, wobei in der römisch-katholischen Kirche dazu noch die besondere Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom, dem Papst, hinzukommt.

Das „reformatorische Modell“ bestimmt die Vorstellungen der „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa“. Nach ihm reicht das in Artikel VII im Augsburger Bekenntnis Festgehaltene aus: „Denn es genügt (satis est) zur Einheit der Kirche, dass das Evangelium einmütig im rechten Verständnis verkündigt wird und die Sakramente dem Worte Gottes gemäß gereicht werden.“ Kirchen lutherischer, reformierter, unierter und methodistischer Tradition haben sich so zusammengefunden. Mit der Europäischen Baptistenunion gibt es Gespräche mit dem Ziel einer mindestens eingeschränkten Kirchengemeinschaft.

Zuletzt das „kongregationalistische Modell“, nach dem die Einheit der Kirche Jesu Christi sich in der inneren Übereinstimmung der Gläubigen in den Grundfragen des Glaubens und der Zusammenarbeit darstellt. Neben der Evangelischen Allianz, den Baptisten, Freien evangelischen Gemeinden und Mennoniten finden sich hier kongregationalistisch verfasste Kirchen.

Ja, die Kirchen sind getrennt, aber sie haben sich verpflichtet, „auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens oder größere Zweckmäßigkeiten dem entgegenstehen“ – wie das die Leitlinie 4 der „Charta Oecumenica“ formuliert.

Frage: Lassen sich diese Modell überwinden?

Friedrich Weber: Ich glaube nicht, dass in absehbarer Zukunft diese verschiedenen Modelle überwunden werden können. Da geht es auch um gewachsene Strukturen, um Institutionen, oder schlicht um Macht und Machterhalt. Und gelegentlich – so in diesen Tagen – wird ja auch durch

unbedachte Wortwahl, oder war sie gar beabsichtigt, deutlich, dass es nicht nur in Fragen der Lehre noch immer bestimmte Hürden gibt, die nur schwer zu überwinden sein werden, sondern dass auch in sozialetischen Fragen nicht nur gemeinsam geredet werden kann. Die Rede von der „Frau als Gebärmaschine“ macht den Dialog über solche Fragen fast unmöglich.

Ich glaube, wir brauchen eine innere Erneuerung der Ökumene, wir müssen zurück zu den biblischen Wurzeln, zur gemeinsamen Feier des Gottes, der sich in seinem Sohn uns Menschen schenkt. Und das gilt nicht nur im Verhältnis der beiden großen Kirchen zueinander. Wann feiern wir schon mit den kleineren Kirchen Gottesdienste?

Vor Ort, im Raum der „Ökumene des Lebens“ geschieht viel. Von gemeinsamen diakonischen Projekten bis hin zur ökumenischen Partnerschaften, Begegnungen auf der Ebene der Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte, gemeinsame Trägerschaften von Stadtteilprojekten für benachteiligte Jugendliche, gemeinsame Nutzung von Gebäuden – fast nichts ist unmöglich. Ich wünsche mir aber noch mehr Mut zum gemeinsamen Zeugnis, das sich in der gemeinsamen Verantwortung und der gemeinsamen Tat Ausdruck verschafft. Und solches Zeugnis wird nie ohne das gemeinsame Gebet sein.

Frage: Der Präsident des Päpstlichen Einheitsrates, Walter Kardinal Kasper, hat ein "gewisses Erkalten des ökumenischen Interesses im Augenblick" beklagt. Teilen Sie seine Einschätzung?

Friedrich Weber: Die Einschätzung von Kardinal Kasper mag im Blick auf die offiziellen Ebenen ihr Recht haben. Für die örtlichen Ebenen sehe ich das so nicht. Fanden vor einigen Jahren noch in den Gemeinden theologische Foren zu den Gemeinsamkeiten und Differenzen der jeweiligen Konfessionen statt, so ist hier eine gewisse Ermüdung eingetreten. Es scheint alles gesagt zu sein, man weiß, was man von einander zuhalten hat und ahnt, dass sich an den Grundbestimmungen wohl kaum etwas ändern wird. Das hält aber nicht davon ab, gemeinsam zu handeln, für das Gemeinwesen gemeinsam „das Beste zu suchen“ und auch gemeinsame Ausdrucksformen des Glaubens in liturgischer Praxis, also in Gottesdienst und Andacht zu erproben. Ich wünschte mir, hier wären unsere Gemeinden noch ein wenig mutiger.

Erstaunt hat mich beim letztjährigen Katholikentag in Saarbrücken allerdings das große Interesse an der theologischen Auseinandersetzung zur „Zur Zukunft der Ökumene“. Hier habe ich einmal mehr mein mich leitendes Grundverständnis formuliert: „Christen jedweder Konfession sind verbunden durch EIN gemeinsames Glaubensfundament – das ist bedeutsamer, als alles, was uns trennt.“ Dass dies durchaus praktische Folgen hat, belegen die „Ökumenischen Gemeindepartnerschaften am Ort“ (Leitlinien aus der evangelisch-katholischen Kommission der (Erz-)Bistümer Paderborn und Münster, der Evangelischen Kirche von Westfalen und der Lippischen Landeskirche). Ökumene mit klaren rechtlichen Vereinbarungen wird hier kirchenpolitisch ernst genommen, weil Kirchen mehr verbindet als trennt. In diesem Papier heißt es: „Unser gemeinsames Fundament ist der Glaube an den dreifaltheiligen Gott, die eine Taufe auf seinen Namen, der Glaube an Jesus Christus, den Erlöser in der Welt und sein befreiendes Evangelium, das in der Kirche weiterlebt. Wenn wir uns der Unterschiede in Lehre und Ordnung unserer Kirche bewusst werden, wie sie vor allem in den Fragen des Amts- und Kirchenverständnisses noch vorhanden sind, bleibt dieses gemeinsame Fundament so stark, dass es uns zusammenhält.“

Die Leitlinien verstehen sich als eine Konkretion der Charta Oecumenica für die ökumenische Situation in Deutschland. In ihnen wird festgehalten, dass nicht das gemeinsame Handeln begründet und gerechtfertigt werden muss, sondern das getrennte, denn glaubwürdig sind Christen – und zwar nicht nur in der Außenperspektive – nur dann, wenn sie in überzeugender Gemeinschaft in der Öffentlichkeit leben. Nach meiner Überzeugung gilt dies auch für die verfassten Kirchen. Gewiss

gibt es immer wieder Differenzen, Auseinandersetzungen, Missverständnisse, aber um sie zu bearbeiten haben wir Gesprächsebenen entwickelt, die sehr gut funktionieren. In ihnen wird das an Bibel und Bekenntnis ausgerichtete Gespräch geführt – mit all seinen ethischen Konsequenzen. Und es wird gemeinsam gebetet und Gottesdienst gefeiert. Zu Kriseninterventionen dürfen diese Gespräche nicht verkommen. Und wir dürfen uns nicht einer „Hermeneutik des Verdachts“ hingeben, die das Anderssein der Anderen als Rückzug und Abgrenzung versteht. Deswegen bleibt Ökumene angewiesen auf den ernsthaften Dialog und konfessionellen Respekt der Kirchen. Der muß nach meinem Verständnis jedoch getragen sein von der wechselseitigen Anerkennung als gleichwertige Gesprächspartner. Mit anderen Worten: Der Monolog eines Statements wird dem dialogisch gelebten Miteinander der Kirchen nicht gerecht. Wir müssen wieder am Dialog anknüpfen, mit dem die Ökumene im 21. Jahrhundert vorbereitet worden ist, und den Selbstzuspruch der Identität in starren Formeln dem Vergessen anheim geben. Die Zukunft der Ökumene muss Raum dafür geben, dass wir im theologischen Gespräch um die Erkenntnisse ringen, in denen wir zu unsicher oder zu festgefahren sind. Sie muss vor allem in den Gemeinden leben, die sich um Gottes Wort und seine Sakramente sammeln.

Frage: Welche Vorschläge zu ökumenischen Fortschritten liegen denn gegenwärtig zwischen evangelischer und katholischer Kirche auf dem Tisch und für wie aussichtsreich halten Sie diese?

Friedrich Weber: Ich nenne zwei konkrete Ereignisse, von denen ich mir für die Zukunft der Ökumene sehr viel erhoffe: 1. den Ökumenischen Kirchentag 2010 in München. Ich wünsche mir, dass wir in der Vorbereitung des Kirchentages in den nächsten drei Jahren zu einer echten Weggemeinschaft zusammenwachsen. Unser Ziel muss es sein, dass wir als Kirchen auf dem Kirchentag gemeinsam unseren Glauben bekennen. Dabei sollen neben der evangelischen und römisch-katholischen Kirche auch alle anderen christlichen Kirchen in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen einbezogen werden.

2. Die VELKD plant, ein Symposium für jüngere Vertreterinnen und Vertreter der theologischen Wissenschaft zu schaffen, das dazu dienen soll, den Stand der ökumenischen Beziehungen zu vermitteln und miteinander im Diskurs zu behandeln. Denn wir haben auf beiden Seiten gemerkt, dass wir gerade die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die Ökumene begeistern müssen. Wir haben außerdem festgestellt, dass mancher Ertrag aus dem Dialog in unseren Kirchen nicht mehr selbstverständlich präsent ist.

Frage: Zwischen der VELKD und der Ökumene-Kommission der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz gibt es einen intensiven Dialog. Wie ist aktuell der Stand der Gespräche?

Friedrich Weber: Ich freue mich, dass ich von der Generalsynode sowie von der Kirchenleitung der VELKD den Auftrag erhalten habe, mit der Ökumene-Kommission der römisch-katholischen Deutschen Bischofskonferenz offiziell das Gespräch zu suchen, mit dem Ziel, die theologischen Lehrgespräche wieder aufzunehmen. Das unmittelbare Lehrgespräch war 1997 unterbrochen worden, weil wir die Themen des gemeinsamen Textes „Communio Sanctorum – Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“ in einer größeren Breite der Kirchen diskutieren lassen wollten. Nun ist es an der Zeit, den Ertrag dieser Diskussion gemeinsam zu sichten, auszuwerten und daraus folgend eine Reihe von Themen neu zu behandeln. Hierzu wollen wir mit einer neuen offiziellen Bilateralen Arbeitsgruppe an die vorherigen Dialogrunden anschließen, die schon seit 1976 bestehen. Diese theologischen Gespräche sollen auch dazu dienen, die gegenseitige Wahrnehmung zu verbessern, in Problemen aufeinander zuzugehen und gemeinsame Lösungen zu finden. Es ist außerdem festzuhalten, dass der bisher erreichte Stand in der Gemeinschaft der Kirchen eine wesentliche Folge des Dialogs ist. Das ist mir wichtig gerade angesichts mancher Fragezeichen, mit denen gegenwärtig der Dialog in Lehrfragen versehen wird.

Ein wesentliches Element in der Ökumene ist die Gesprächsfähigkeit aufeinander zu. Gesprächsfähigkeit aber ist wie jede Fähigkeit das Ergebnis des Lernens und der Ausübung. Die mancherorts geäußerte Kritik an den Dialogkommissionen kann ich nur schwer nachvollziehen. Diese Kommissionen sind auftragsgemäß damit befasst, das Gespräch miteinander zu praktizieren, also zu üben. Und aus dieser Praxis entsteht die Dialogfähigkeit, die weiterführt.

Wir werden uns im anstehenden Dialog neben der Methode zunächst auch einmal darüber verständigen müssen, in welchen Themen eine Verständigung zurzeit möglich erscheint. Es gibt einige Fragen wie die des Kirchen- oder des Amtsverständnisses, in denen die unterschiedlichen Auffassungen ausgetauscht sind und bei denen man nicht erwarten darf, dass sie durch Dialog kompatibel zu machen wären. Deshalb sollten wir das Gespräch nicht daran festfahren und damit das Potenzial des Gesprächs als Methode in Frage stellen lassen. Vielmehr soll die Gemeinschaft in Dialogen zu anderen Fragen des Glaubens so gefestigt werden, dass wir die Unterschiede im Respekt gegenüber der Wahrheit und im Vertrauen zueinander aushalten lernen.

Für die inhaltliche Arbeit hat die Generalsynode der VELKD das Ziel herausgegeben, dass am 500-jährigen Reformationsjubiläum im Jahr 2017 zwischen den Kirchen keine gegenseitigen Verurteilungen beziehungsweise trennende Gegensätze in Lehre und Leben mehr wirksam sein sollen. Das ist ein konkretes Ziel, das wir anpacken wollen.

Frage: 1999 wurde die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre zwischen Lutherischem Weltbund und römisch-katholischer Kirche bestätigt. Im vergangenen Jahr hat der Methodistische Weltbund dieser Erklärung zugestimmt. Dessen ungeachtet haben viele Menschen den Eindruck, dass sich konkret im Verhältnis der Dialogpartner nichts verändert hat.

Friedrich Weber: Es muss meines Erachtens zunächst deutlich gemacht werden, dass die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre kein Vertrag ist, der schon volle Kirchengemeinschaft möglich macht. Vielmehr hält die Gemeinsame Erklärung fest, was in vorangegangenen Gesprächen zwischen den Kirchen an Annäherungen gefunden wurde. Und diese Annäherung betrifft nach unserem Verständnis das Zentrum des Glaubens. Das war und ist ein großer Schritt in der Ökumene. Die Erklärung des Methodistischen Weltbundes, über die wir uns sehr freuen, hat dies noch einmal unterstrichen.

Sie sprechen aber ein wichtiges Problem an. Zwar haben wir nun gemeinsam ausgesprochen, was wir unter der Rechtfertigungsbotschaft verstehen. Es genügt aber nicht, sich im Dialog über ein Thema auseinander zu setzen. Als Kirchen, die sich auf dem Weg zur Einheit bewegen, sind wir immer wieder zur gemeinsamen Verkündigung und Bezeugung des Evangeliums für die Menschen heute verantwortlich. Diesem Ziel hat der offizielle ökumenische Dialog zu dienen und daran hat er sich messen zu lassen. Es geht also konkret darum, den Menschen die Rechtfertigungsbotschaft gemeinsam als frohe Botschaft weiterzugeben.

Ich möchte sagen, dass sich alle Kirchen in dieser Verkündigungsarbeit in einem grundlegenden Orientierungsprozess befinden, den sie gemeinsam erfüllen müssen. Das bleibt nicht auf die Frage der Rechtfertigung begrenzt. Alle Kirchen müssen gemeinsame Antworten auf die Fragen der Menschen finden: Was heißt eigentlich Christsein und Kirchesein in der Spätmoderne? Was suchen Menschen heute, was sind ihre religiösen Fragen und Probleme? Wie können die Kirchen ihre Aufgaben an den Menschen der Gegenwart erfüllen? Was haben wir als Kirchen zu geben?

All diese Fragen und Herausforderungen sind ökumenische Fragen und Herausforderungen, weil sie alle Kirchen betreffen. In diesen Fragen stehen die Kirchen sich nicht einander gegenüber, sondern

sie sind gemeinsam von ihnen herausgefordert. Sie sind herausgefordert, ökumenisch verantwortliche Antworten auf die Fragen zu finden und sie den Menschen zu vermitteln. Das heißt also, die Themen der Ökumene dürfen nicht der gegenseitigen Institutionsvermittlung dienen, sondern sind solche der Sendung der Kirche in die Welt. Darin sind wir uns im Wissen um die Botschaft zum größten Teil ebenso einig wie in der eigenen Hilflosigkeit, die Botschaft begeistert zu vermitteln. Dabei hilft uns aber gerade, wenn wir auch als Kirchen miteinander aus der Rechtfertigung leben, die wir lehren.

Frage: In Gemeinden ist vielfach zu hören, dass in der jungen Generation am Thema Ökumene kaum Interesse bestehe. Ist das auch Ihr Eindruck?

Friedrich Weber: Die junge Generation ist nicht nur unsere Zukunft, sie ist unsere Gegenwart. Studierende der Religionspädagogik, mit denen ich als Lehrbeauftragter der TU-Braunschweig arbeite, fragen dezidiert nach dem, was Christen verbindet. Sie fragen aber danach nicht auf Grund eines spezifischen konfessionell geprägten Bewusstseins, sondern als junge Menschen, die ahnen, dass zu einem gelingenden Leben mehr gehört als eine gute Ausbildung in den Grundfertigkeiten des technischen Zeitalters. Sie wollen wissen, was trägt und dem Leben Bestand verleiht. Und offenbar ist es den Kirchen und Religionsgemeinschaften nicht hinreichend gelungen, durch überzeugendes authentisches Zeugnis die Wahrheit des Glaubens zu vermitteln. Ganz abgesehen davon, dass oft elementare Grundkenntnisse der Bibel fehlen. Und genau die interessieren sie. Konfession als Ausdrucksform eines spezifischen Glaubensverständnisses interessiert sie nicht allzu sehr. Ihre Fragen sind elementar, gehen auf den Grund des Glaubens und sind damit weniger an der Gestalt der Kirchen interessiert. Da geht es um das Gebet, um die Frage nach dem guten, dem gerechtfertigten Leben, nach dem Tod. Und erst wenn diese, die eigenen Fragen aufgenommen sind, wird die Antwort der Konfessionen, der Kirchen auch noch interessant.

Die Erfahrung mit dem Projekt „Miteinander für Europa“, das seit 1999 – und nun im Mai wieder gut 12.000 Menschen zusammenführen wird – zeigt eher, dass die Erfahrung der Verschiedenheit in einem versöhnten Miteinander Reichtum bedeutet und Engagement für diese Welt hervorbringt. Die Begegnungen junger Menschen unterschiedlicher Konfession auf den Kirchen- und Katholikentagen ist bar jeder Abgrenzung, sie sucht Gemeinschaft. Und sie sucht Verständnis für nichtchristliche Religionen. Dass es daneben eine sehr ernst zunehmende Zahl junger Menschen gibt, der auf Grund ihrer familiären Situation, geistlichen und geistigen Desinteresses solche Fragen gleichgültig ist, bleibt eine gewaltige Herausforderung. Sie wird nach meiner Einschätzung auch zu einer latenten Gefährdung des sozialen Miteinanders in unserem Land. Hier geht es um die Fundierung von Werten, die das gemeinsame Leben begründen und hier geht es auch um die begründete Abwehr von fundamentalistischen und politisch extremistischen Haltungen, die unsere Demokratie gefährden.

Die Fragen stellte Udo Hahn.